Langfassung **13 405 Zeichen**

**Über den Autor Hartmut von Hentig**

Man kennt Hartmut von Hentig als Reformpädagogen. Fragt man ihn nach seinem Beruf, sagt er, er sei „Lehrer der alten Sprachen“ und habe sich Wilhelm von Humboldts Maßgabe zu eigen gemacht, an möglichst wenig Gegenständen eine möglichst große Vielfalt elementarer Kräfte des jungen Menschen zu entwickeln. Das humanistische Gymnasium hatte vergessen, dass sein Auftrag „Menschenbildung“ lautete und nicht Ausbildung höchst unvollkommener jugendlicher Altphilologen.

Hentig hatte in den USA die Grundschule besucht und dort nach dem Krieg fünf Jahre lang „Classics“ studiert, was mehr war als Griechisch und Latein. An dem deutschen Landerziehungsheim, an dem er l953 seine erste Lehrerstelle antrat, wurde unterrichtet wie zu Kaisers Zeiten – und zwar in einem Drittel der Unterrichtsstunden für seine beiden Fächer. Was er für die allgemeine Bildung seiner Schülerinnen und Schüler tun konnte, war herzlich wenig. Hentig hatte in den USA erlebt, dass es auch anders geht.

In den folgenden Jahrzehnten veränderte sich die deutsche Gesellschaft gründlich: Einerseits profitierten immer mehr Berufe von Kenntnissen, die sich in Schulen „vermitteln“, messen und bei der Verteilung des Nachwuchses verwenden ließen; praktische Brauchbarkeit verdrängte die „höchste und proportionierlichste Bildung der Kräfte des Menschen zu einem Ganzen“, die Wilhelm von Humboldt der allgemeinen öffentlichen Schule zumutete und zutraute. Andererseits brauchte die demokratische Republik Bürger, die sich an den „öffentlichen Angelegenheiten“ beteiligen. Und dies wiederum verlangte allgemeine Fähigkeiten oder „Kräfte“, wie Humboldt sie im Sinne hatte, allerdings in einem Maß und in Formen, die zu seiner Zeit noch unvorhersehbar waren: Urteilsvermögen, Gemeinsinn, Entscheidungskraft, Verantwortungsbewusstsein, Kooperationsbereitschaft, sprachliche Ausdruckfähigkeit, anwendungsmutige Kenntnis von Fremdsprachen, vornehmlich des Englischen, Umstellungswilligkeit und fortgesetzte Lernfreude, ein der Neugier geschuldetes Weltwissen, ein ausgewogenes Verhältnis zwischen menschlichem Vertrauen und sachlicher Prüfung, Streitbarkeit – ganz abgesehen von Empathie und Solidarität, von den Tugenden, die sich in Gesellung oder Selbstbehauptung ausdrücken, von Vorstellungskraft und Zuversicht. Diese „Kräfte“ waren für alle Menschen und künftige Bürger wichtig – gleich, aus welcher Umwelt sie stammten und welche Ziele sie sich setzten.

Der junge Latein- und Griechischlehrer – eingeengt durch Pensum und Lehrplan, die 45-Minuten-Stunde und die Benotungspflicht – hatte wenig Spielraum für die ihm vorschwebende Menschenbildung, aber er lebte mit seinen Schülerinnen und Schülern im Internat zusammen und entdeckte bald, dass seine eigene Person sein wichtigstes „Curriculum“ war. An ihm, an seinem Umgang mit den Gegenständen der Schule und den Ereignissen der Welt konnten sie ablesen, dass seine Bildung zu dem beitrug, was er nun war, was ihn auszeichnete und was ihm fehlte.

Hentig hörte auf, nurLehrer und Unterrichtsbeamter zu sein. Erst wurde er zum publizistischen Schulkritiker, dann als Professor für Pädagogik in Göttingen zum Schulreformer und schließlich an der neuen Universität Bielefeld zum Gründer einer mit dem unschönen Namen „Laborschule“ behafteten Einrichtung. Die neue Fakultät für Pädagogik brachte er dazu, diese Schule zu ihrem Dauerprojekt zu machen, wodurch sie in den Genuss der im Grundgesetz verankerten Freiheit der Wissenschaft gelangte und sich weitgehend aus den starren Vorgaben der Schulgesetze und der Schulverwaltung lösen konnte. Doch diese Obrigkeiten waren keine „Feinde“, die man bekämpft, sondern in einer Zeit sich überstürzender Veränderungen selbst auf Unterstützung und Ergänzung durch die geschützte Erprobung der am Schreibtisch erdachten und in Programmen geforderten neuen Lösungen angewiesen. Mit der staatlichen Bielefelder Versuchsschule verband sich die Forderung, dass alle Einrichtungen, an denen Lehrer ausgebildet und Schulkonzepte entwickelt werden, über ein Beobachtungs- und Experimentalfeld verfügen: eine Schule, an der wünschenswerte Veränderungen erprobt, beobachtet, „kritisiert, evaluiert und optimiert“ werden, um möglicherweise gänzlich andere Formen des Lehrens und Lernens, unbekannte Chancen und unerkannte Gefahren zu entdecken. Wer Lehrer ausbildet, sollte „leibhaftige heutige Schüler, ihre Lebens- und Lernsituationen“ kennen und sich nicht nur auf Statistiken und Theorien aus den zuständigen Instituten berufen. Mit anderen Worten: Die wechselhafte „politische“ sollte ebenso wie die eingespielte „administrative“ Schulentwicklung durch eine empirische ersetzt oder doch wenigstens ergänzt werden.

Der dreißigjährige Kampf um Anerkennung, der Aufbau, die Verteidigung dieses „Projekts“ nach außen und die heftigen Auseinandersetzungen im Innern waren jedoch nicht Hentigs Beruf. Sie waren die sich aus seinen Überzeugungen und Erfahrungen ergebende Aufgabe. Er behauptet, er hätte diese Aufgabe nicht erfüllen können, wäre er nicht – mit Ausnahme der fünf Planungsjahre – täglich Lehrer an der eigenen Schule geblieben, mit einem halben Unterrichtsdeputat, das sich auf Latein, Schwimmen und Kochen mit der jeweils gleichen Gruppe von Schülerinnen und Schülern verteilte. Gelegentlich kam der Kurs „Wissenschaftspropädeutik“ – es ging um gemeinsame Formen des Erkennens und gemeinsame Regeln des Handelns – am Oberstufen-Kolleg hinzu, das er ebenfalls gegründet hatte.

Hentig sagt gern: Wer seine Pädagogik versehen wolle, müsse sein Leben kennen. Dass sein Leben im Lehren, Lernen und der dazugehörigen Politik aufging, war in der Tat nur die Kehrseite des Prinzips, dass die „Formung“ des Menschen – ein einfacheres und klareres Wort für Bildung – im Leben selbst geschieht. Wie einst in der antiken Polis.

Das aber ist in unseren Großstädten, in der Abstraktheit, Vermitteltheit und Massenhaftigkeit unserer Verhältnisse nicht möglich. Also müssen ausgewählte wichtige Erfahrungen, an denen der junge Mensch erstarken, an denen er sich bewähren und sich zugleich zu einer selbstständigen Person, zu einem mündigen Bürger bilden kann, in der Schule ermöglicht werden – nicht nur in Form von Wissen oder gar „Lehrstoff“, sondern als starkes, bewegendes, nachhaltiges Erlebnis.

Damit die Schule dies leisten kann, muss sie aus der bloßen Unterrichtsanstalt zu einem „Lebens- und Erfahrungsraum“ werden. Deshalb hielt Hentig die Ganztagsschule für die wirksamste Schulreform – sofern nicht geschieht, was sich leider vielerorts ereignet: Statt einer Schule, die Lernen und Leben mischt, die Spielräume für Besinnung und Abenteuer schafft, die ihren Tätigkeiten längere Wirksamkeit einräumt, gibt es die „gestreckten“ Halbtagsschulen, aufgeteilt zwischen streng fordernden Fachlehrern und Sozialpädagogen, die für freundliche Beschäftigung sorgen. Nein, jeder Lehrer sollte selbst „Sozialpädagoge“ sein und sich bemühen, möglichst viel von dem, was er als abfragbares Wissen vermittelt, in lebendige und bleibende Erfahrung umzusetzen: spielend, handelnd, scheiternd, sich aufraffend und „nachhaltig“ agierend, weil der Schüler dadurch versteht, was er nicht oder falsch verstanden hat.

Eine der größten Herausforderungen des heutigen Lebens ist das Auskommen-Müssen mit vielen Menschen, die uns „nichts angehen“. In der dörflichen Gemeinschaft, in our little town, versteht man den anderen, auch wenn man ihn nicht mag. Die dynamische, auf Wettbewerb beruhende, uneinheitliche Gesellschaft – von Klassen und Rassen, Religionen und Ideologien ganz zu schweigen – fordert vor allen eine Eigenschaft: Toleranz. Also nicht nur die Hinnahme der Unterschiede, sondern ihre Bejahung, weil damit die produktiven Möglichkeiten zum Tragen kommen.

In der Grundschule machen die Kinder erste Erfahrungen mit der Fremdheit der anderen und kommen gut mit ihr zurecht. Das muss sich bis in die Ungewitter der Pubertät fortsetzen können. Hier erwächst der Schule eine immense politische Aufgabe. Dass die Trennung der Kinder nach Elternwille und hergestellter Schulleistung diesen wichtigen Teil der Menschen-und-Bürgerbildung abbricht, dass sie Neid, Ressentiment, Misstrauen fördert und sozialen Ausgleich systematisch verhindert – diese Erkenntnis musste dem Halb-Amerikaner Hentig und dem durch den barbarischen Faschismus gründlich Belehrten nicht eigens beigebracht werden.

Weil der Schulstreit über die Gesamtschule drei Jahrzehnte lang wütete, hielt man auch Hentigs beharrliches, manchmal zorniges Eintreten für eine gemeinsame Schule bis zum Übergang aus der Pubertät in das Lebensalter der Selbst- und Berufsfindung für sein schulpolitisches Hauptprogramm. Es bestand jedoch vielmehr darin, die Schule pädagogisch zu machen, denn sie war und ist es nicht. Sie ist eine Veranstaltung der Gesellschaft, die sich mit dem benötigten Nachwuchs versorgt und ihn bis zu seinem Einsatz davon abhält, ihre Tätigkeiten und Ordnungen zu stören.

Diesem zugespitzt formulierten Gedanken begegnete Hentig bei Ivan Illich und Paul Goodman. Die Vorstellung, dass es tatsächlich so sein könnte, hörte nicht auf, ihn zu beunruhigen. Aber statt die Gesellschaft zu entschulen, wie Illich und Goodman empfahlen, machte er sich an die Entschulung der verschulten Schule.

Ohne es zu wollen, lehrt die Schule, dass man ohne sie nicht lernt, was zu lernen ist. Das muss nicht so sein, sagt Hentig und fragt, wo den Abermillionen kleiner Wesen, die nicht in bemühten Familien und geordneten Verhältnissen aufwachsen, eine Vorstellung vom und Zutrauen zum „guten Leben“ zuteil wird. Solchen Kindern kann die Schule einen guten Teil der Beglückungen und Pflichten, der Gefahren und Grenzen, die das Leben bereithält, erfahrbar machen, ihnen das Gefühl des Selbstwerts und Gebrauchtwerdens ermöglichen. Den anderen ermöglicht sie die Erfahrung gesellschaftlicher Unterschiede und der davon unabhängigen Menschenwürde, des realen Sinns der Menschrechte und der sozialen Verantwortung.

Nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten müssen dabei nicht zu kurz kommen. Im Gegenteil, sie werden besser gedeihen, meint Hentig, denn nun will das Kind sie erwerben – sind sie doch mit Freude an der Selbständigkeit und der Gewissheit auf Beistand verbunden. Das Kind muss nicht gezwungen werden, sie sich anzueignen. In dieser Einschätzung stehen die großen Pädagogen auf Hentigs Seite.

Wie Wilhelm von Humboldt ist dem Lehrer Hentig bewusst, dass alle für das Leben in der Gesellschaft notwendigen Fertigkeiten besser im Leben selbst und an Spezialschulen erlernt werden, wenn die Elementar-Bildung ausgiebig, freudvoll, gemeinsam und um der „Kräfte“, also nicht nur der vorgeschriebenen Gegenstände und „Standards“ willen betrieben wird. „Formale Bildung“ hieß das einst – im Gegensatz zur „materialen Bildung“. In der Grundschule behielt man sie weitgehend bei und weiß sie auf der Oberstufe wieder zu schätzen. Im gesamten Mitteltrakt opferte man sie und unterschlug das Opfer auch noch, indem man das, was PISA misst, „Kompetenzen“ nannte. Diese Kompetenzen sind klüger als die einstigen Lenziele und nüchterner als die Bildungsgüter begründet, die man im Kanon der Schulgegenstände gesichert und wohlverpackt wähnte. Aber sie dienen nicht dem Auftrag, den Hentig mit „die Menschen stärken, die Sachen klären“ der Schule zugeschrieben hatte. Sie dienen dem gesellschaftlichen Potenzial, der persönlichen Karriere, der Sortierung der nachwachsenden Generation auf die Bedürfnisse des Gemeinwesens. Den PISA-Autoren hielt Hentig einmal den Passus aus Humboldts „Litauischem Schul-Plan“ entgegen. Er sei hier als Signum des Pädagogen-Menschen Hentig wiederholt:

„Die Organisation der Schule kümmert sich daher um keine Kaste, kein einzelnes Gewerbe (...) Der allgemeine Schulunterricht geht auf den Menschen überhaupt und zwar (...) auf die Hauptfunktionen seines Wesens. Der gesamte Unterricht kennt daher nur ein und dasselbe Fundament. Denn der gemeine Tagelöhner und der am feinsten Ausgebildete muss in seinem Gemüth ursprünglich gleich gestimmt werden, wenn jener nicht unter der Menschenwürde roh, und dieser nicht unter der Menschenkraft sentimental, chimärisch und verschroben werden soll.“

Humboldt begründet damit nichts weniger als das, was wir Gesamtschule nennen. Hentig geht weiter: Die beste Förderung junger Menschen geschieht dadurch, dass Erwachsene sie an dem beteiligen, was ihnen selbst wichtig ist. Und: Man kann niemandem etwas beibringen, was einem selbst nicht wichtig ist. Was ist Hentig wichtig? Er würde wohl antworten: „An meinen drei Erinnerungsbänden könnt ihr’s sehen.“

Hentigs Leben konnte in der Pädagogik aufgehen, weil alles, was er erlebte und nach Prüfung in sich aufnahm, ein einziger Vorwand war, etwas Wichtiges zur Hand zu haben, an dem er seine Schülerinnen und Schüler mit Lust beteiligen konnte – und mit gutem Gewissen. Gelebtes Leben war ja das, was die verschulte Schule am meisten brauchte und vermissen ließ. Mitteilungsbereite, empfindsame, anspruchsvoll denkende, entscheidungsbereite, Kindern zugetane, ihre „Sache“ liebende Menschen sind es, die die Schule braucht, nicht nur gewissenhafte Unterrichtsbeamte.

Wer Hartmut von Hentig, Autor von „Noch immer Mein Leben“, ist, erfährt man an seiner Idee von einer „guten Schule“. Was diese Schule kann und soll, versteht man am ehesten an Hentigs Leben. Auch der dritte Band seiner Erinnerungen – lange nach seiner Emeritierung geschrieben – gibt dazu reichlich Auskunft.